

Das Gute mit Gewalt erzwingen? : Das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat (Markus 4, 26-29)

Autor(en): **Sieg, Rainer**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **66 (1972)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-142076>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Gute mit Gewalt erzwingen?

Das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat

(Markus 4, 26-29)

Das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat ist ein Reich-Gottes-Gleichnis, es will zeigen, auf welche Weise das Reich Gottes kommt: von selbst. Das Reich Gottes kommt und beginnt unter uns Wirklichkeit zu werden — das will etwas heißen! Es geht hier um den neuen Himmel und die neue Erde, von denen in der biblischen Überlieferung immer wieder in packender und ergreifender Weise die Rede ist, so daß wir wissen: Das brauchen wir! «Wir warten auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt nach Gottes Verheißung» (2. Petrus 3). «Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde . . . und Gott wird jede Träne aus ihren Augen wischen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Klage, noch Mühe wird mehr sein» (Offenbarung 21).

Und im Alten Testament Jesaja 65, 17: «Siehe ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen . . . man wird frohlocken und jubeln auf ewig über das, was ich schaffe . . . Es soll keine Kinder mehr geben, die nur einige Tage leben, oder Alte, die ihre Tage nicht erfüllen. Sie werden Häuser bauen und sie bewohnen; sie werden Weinberge pflanzen und ihre Früchte essen. Sie sollen nicht bauen, was ein anderer bewohne, und nicht pflanzen, was ein anderer esse. Ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören. Wolf und Schaf sollen beieinander weiden.»

Nicht wahr: Wir brauchen diesen Zustand, diese Nähe Gottes, die es uns erlaubt, in engster Verbindung mit ihm zu sein, dies Leben in Jubel und Freude, dies Leben in weltweiter Gerechtigkeit, sozialem Ausgleich, in Frieden. Dieser Zustand — das Reich Gottes eben — kommt und hat schon angefangen von selbst — so steht es in der Bibel.

Aber wie ist es damit? Die Verhältnisse — sind sie so? Jeder von uns weiß, daß kaum etwas von der Verwirklichung dieser Verheißung zu sehen ist. Es gibt auch heute, zu dieser Stunde, entsetzliche Kriege, furchtbare Ungerechtigkeiten, sehr viel Leid, Krankheit und Kummer. Wie soll man diesen gräßlichen Widerspruch aushalten: Auf der einen Seite die Verheißung des angebrochenen Gottesreiches, das über die Menschen und die ganze Welt Heil und Frieden bringt — auf der anderen Seite die Erde wie sie ist, der Mensch, wie er ist? Weil diese Spannung fast unerträglich ist, haben manche Christen resigniert und meinen: Reich Gottes, das heißt ja gar nicht, daß die ganze Welt und die Menschen ganz heil werden sollen, es heißt z. B. nicht, daß Frieden herrschen soll, sondern bedeutet bloß, daß wir trotz der friedlosen Welt

inneren Seelenfrieden haben können, dadurch, daß Gott uns unsere Missetaten und Fehltritte vergibt.

Man meint dann, es gehe hier nur um das private Seelenheil trotz aller Sünde, trotz der heillos zerstörten Welt und Umwelt. Daran ist sicher etwas Richtiges. Jeder Christ wird davon ein Lied singen können und es wird ein Lob- und Danklied sein. Wie sollten wir gott- und menschenfeindlichen Leute überhaupt leben können, wenn wir nicht wüßten, daß unser Erlöser lebt und bei uns ist!

Nur: die Verheißung Gottes geht noch viel weiter. Wir sollen ganz erneuert werden; es geht um nichts geringeres als um die neue Kreatur und die Neuschaffung alles Bestehenden. Man schmälert, verkürzt und beengt Gottes Verheißung, man verharmlost sie, wenn man alles auf die eigene Seele beschränkt. Natürlich ist jeder Einzelne vor Gott wichtig — aber eben der ganze Mensch, das ganze Leben mit all seinen Verflochtenheiten in die Welt hinein, in die Gesellschaft, in die Natur.

Alles soll in Ordnung kommen, alles soll heil werden! Ob wir die Ungeheuerlichkeit jetzt verstehen und ihr standhalten können? Das Reich Gottes, das ja mit Jesus Christus angebrochen ist, kommt von selbst zur Vollendung! Der Verheißung des Reiches Gottes in seinem vollen Sinne hielten die nicht stand, von denen wir eben sprachen. Die Zumutung des «von selbst» ist für andere nicht zu ertragen. Daß wir uns verstehen: «Von selbst» will uns nicht in den frommen Lehnstuhl setzen, heißt nicht, daß wir die Hände in den Schoß legen und interessiert, aber unbeteiligt, die Welt beobachten dürften und zuschauen, ob die Sache Jesu nun wohl bald weitergeht. Jesus erlaubt uns keine religiöse Selbstzufriedenheit; er will, daß wir uns — wie er selbst! — für unsere Mitmenschen ereifern, daß wir unsere Nächsten lieben wie uns selbst. Jesus will, daß wir in unseren notleidenden Mitmenschen ihn selbst sehen.

Also ist eigentlich gar keine Frage, daß der Christ ein Leben t ä t i g e r Nächstenliebe führt. Aber manchen reicht das nicht. Sie wollen nicht nur hier und da so viel helfen, als sie vermögen, sondern sie wollen alles ändern, vor allem die Umstände ändern, die den Mitmenschen in Not gebracht haben. Das geht nur, wenn man die ganze Welt umkrem-pelt, und wenn man also nicht darauf wartet, daß der neue Himmel und die neue Erde «von selbst» kommen, mithin ohne unser Zutun, allein durch Gottes Tat. Immer wieder haben es Menschen versucht, hier auf der Erde einen paradiesischen Zustand herbeizuführen. Auch Christen und gerade Christen haben versucht, die Welt und die Verhältnisse auf ihr zu ändern und soetwas wie das Reich Gottes vorwegzunehmen, es mit eigenen Mitteln zu verwirklichen. Thomas Müntzer ist da zu nennen, auch die Jesuiten in Paraguay, und ebenso in Südamerika gehören

heute manche Priester in diese Reihe, von denen Camilo Torres der wohl bekannteste ist.

Was läßt sich eigentlich gegen diese Versuche einwenden? Ist es nicht aller Ehren wert, wenn Menschen sich kompromißlos für eine totale Änderung der Verhältnisse einsetzen? Zum Beispiel in Südamerika, wo eine hauchdünne Oberschicht nahezu alles besitzt, die Massen der Bevölkerung in bitterster Armut hält, wo ganz wenige am Schweiß und Blut der vielen immer noch reicher werden und dies oft genug immer noch mit kirchlicher Unterstützung, wo vollends die Komplizenschaft zwischen Reichen und dem Militär oft auf brutale Weise dafür sorgt, daß sich auf absehbare Zeit nichts ändern wird. Ist es da nicht angebracht, dreinzuschlagen und den Versuch zu wagen, eine neue Erde zu schaffen?

Nun, das ist so eine Frage. Dazu gibt es ein schönes Gedicht. Es ist von Walter Toman und heißt «Halt ihm die andere Wange hin».

Dir schlägt dein Bruder in dein Gesicht — was tust du dann? — Du weißt, was die Bibel sagt. — Halt ihm die andere Wange hin! — Das sagt die Bibel. — Und wahrlich, wenn du es tust, dann ist es gut. — Dann haut dir dein Bruder eine zweite herunter, — von der anderen Seite, — und wenn du benommen bist davon, — dann lachen die andern aus ganzem Herzen. — Dein Bruder aber, der führt ihr Gelächter wie eine Geiß.

Bis hierher ist alles gut. — Jetzt aber kannst du zweierlei Wege gehen. — Einmal kannst du erröten, wenn alle Augen — der andern dich spotten, und wenn ihr Gelächter — zusammenschlägt über dir. — Wenn das geschieht, dann war alles umsonst. — Dann winde dich nur in deiner Verlegenheit. — Dann warst du noch nicht tapfer und klug genug — für dieses Bravourstück Christi.

Der andere Weg ist der: — Du hast gemerkt, ganz heimlich, daß — der zweite Schlag — schon schwächer war als der erste. — Und wenn er es nicht war, dann rede dirs ein. — Jedenfalls halt ihm wieder die erste hin, — die erste Wange, und wenn du — nur richtig lächelst dabei, — ganz ohne Zorn, — ganz gütig, — dann wird der folgende Schlag — der Schlag auf die erste Wange, — wieder ein wenig unsicherer sein.

Nur wenn das nicht ist, — wenn der dritte Schlag schon wieder besser sitzt als der zweite und erste, — und wenn die Zuschauer herzhafter lachen als früher, — und wenn dein Bruder dich weiter schlagen wird — wie ein Hündlein, — dann leg ihn hin, deinen Bruder, mit einem Schlag auf das Kinn. — Dann warst du nicht in der rechten Arena — für dieses Bravourstück Christi. — Und lächeln mußt du, wenn du den Kinnhaken gibst. — Ganz gütig lächeln mußt du dabei, — ganz ohne Zorn. — Nachher kannst du ihm aufhelfen, deinem Bruder.

In mancher Arena muß — der Christ ein Stierkämpfer sein. — muß zeigen, daß er auch das kann. — Sonst wird er von keinem ver-

standen — bei seinem Bravourstück. — Damit es die andern verstehen, dazu tut ers aber.

Nicht wahr, das ist die Frage: Muß in mancher Arena der Christ ein Stierkämpfer sein? Die meisten Christen haben die Frage entschieden, oft stillschweigend; sie haben sie bejaht. Nur selten war der christliche Glaube ein Hindernis, wenn es darum ging, Kriege zu führen oder Auseinandersetzungen im geschäftlichen und privaten Bereich sehr kämpferisch zu führen. Denn unsere Arena ist ja die alte Erde, auf der Gott nicht sichtbar herrscht, sondern die Sünde. Darum ist Gewalt zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Führung eines «gerechten Krieges», zur Verwirklichung der «guten Sache» immer auch von Christen gutgeheißen worden. Und vermutlich ist das auch das Nächstliegende.

Aber zweierlei müssen wir doch wohl immer im Auge behalten: Erstens: Wir müssen konsequent sein. Kein ernstzunehmender Mensch wird die Bombenlegereien der Baader und Meinhof gutheißen oder die Skrupellosigkeiten der Ultras in Nordirland (gleichgültig, welcher Konfession sie angehören). Aber ebensowenig kann man den Terror einer faschistischen Polizei in Griechenland oder des Militärs in Brasilien oder der Rassisten in Südafrika gutheißen. Auch ist es eine lächerliche Simplifizierung, eine edle Gestalt wie Thomas Müntzer mit den Anarchisten in der BRD oder den Nationalisten und Konfessionalisten in Ulster gleichzusetzen. Was Menschen wie Müntzer oder auch Torres ausmacht, ist dies: Sie sind von der Not der Welt und dem Leid der Menschen so geblendet, daß sie sich hier total einsetzen, mit hohem christlichem Pathos engagieren — freilich darüber aus den Augen verlieren, daß diese Welt, christlich betrachtet, unter dem Zeichen der Vorläufigkeit steht und daß die Verheißung Gottes auch die gräßlichste Wirklichkeit relativiert, indem sie sie zum Vorletzten macht. Dies ist oft (und oft mit Recht!) als Opiatcharakter der Religion denunziert worden. Aber es bleibt doch wahr: der christliche Glaube verleiht bei allem Engagement doch die Freiheit zu letzter innerer Distanz von allen Ideologien, Programmen und Strategien. Das Reich Gottes kommt nicht durch sie, sondern von selbst. Und weiter: Wenn wir das Recht zur Anwendung von Gewalt in Ausnahmefällen für uns in Anspruch nehmen — nämlich für den «Verteidigungsfall» und Notwehrsituationen —, dürfen wir dasselbe anderen nicht verwehren. Es dürfte sich schwer vertragen, daß wir dreißig Milliarden DMark jährlich für die Wehrmacht ausgeben und anderen Völkern, die unter grauenhafter Unterdrückung leiden, die Waffengewalt verwehren. Wir können nicht den Brasilianern die gewaltlosen Methoden Gandhis empfehlen und gleichzeitig den Vietnamkrieg verteidigen.

Zweitens: Wir müssen mit tiefer Trauer und großem Schmerz zur Kenntnis nehmen, daß auf der Arena dieser alten Erde die Gewalt ihren Platz behauptet. Wir können nie und nirgends mit Freude oder Genug-

tuung sehen, daß irgend jemand ordentlich die Jacke voll kriegt. Soweit wir irgend vermögen, müssen wir uns als Bürger des Reiches Gottes verhalten, und ein kräftiger Schuß dessen, was man gern «Schwärmer-tum» nennt, täte uns gut: Wir müssen, gleichsam experimentell, unser Verhalten so einrichten, als lebten wir unter dem neuen Himmel auf einer neuen Erde — jedenfalls so weit, wie es jeder von uns persönlich verantworten kann.

Wenn wir uns dagegen ganz und ohne Vorbehalt auf die Seite derer stellen, die etwas erkämpfen, dann binden wir uns auch ganz und gar an deren Ziele und Vorstellungen. Wo wir uns aber mit Haut und Haaren menschlichen Zielen verschreiben, da haben wir aus dem Blick verloren, was uns freimacht zu den großen Hoffnungen, die uns sinnvolles Handeln ermöglichen: Gott will all das, was wir erträumen, selbst heraufführen, und zwar so, daß unsere Vorstellungen weit übertroffen werden.

Rainer Sieg

Chiles Weg zum Sozialismus

In Chile spielt sich unter der Führung von S a l v a d o r A l l e n d e ein einzig dastehendes sozialistisches Experiment ab. Ein marxistischer Präsident steht einer Volksregierung vor, die im Rahmen der s t r i k t e n L e g a l i t ä t regiert. Allende war, bevor er sich ganz der Politik widmete, praktizierender Arzt. Er hat nichts mit dem üblichen südamerikanischen Revolutionär gemeinsam. Als Sohn eines Juristen ist er Vertreter der Mittelklasse. Was ihn besonders kennzeichnet, ist sein ausgesprochenes soziales Bewußtsein. Allende hat jahrzehntelang eine sehr aktive Rolle im Parlament gespielt (Senatspräsident, Präsidentschaftskandidat 1952, 1958, 1964). Im Herbst 1970 wurde er durch f r e i e W a h l e n zum Staatsoberhaupt gewählt. In den Nachwahlen vom 4. April 1971 gewann die Regierung noch weitere 14 Prozent Stimmen und erreichte damit 51 Prozent der abgegebenen Stimmen.

Volksfront in der Minderheit

Die ans Ruder gekommene Volkseinheit (Unidad Popular) ist bunt zusammengewürfelt. Sie setzt sich aus allen revolutionären Parteien und Bewegungen zusammen. Zu dieser Koalition gehören die sozialistische und kommunistische Partei (die zwei stärksten Gruppen), die Radikalen, die Sozialdemokraten, die unabhängige Linke (der MAPU, linke Abspaltung der Christdemokraten). Die revolutionäre Linksbewegung (MIR) ist nicht in der Regierung vertreten. Die Opposition setzt sich in der Hauptsache aus den Christdemokraten (Eduardo Freis Partei) und